Nummer 135 — Mittwoch, 11. Juni 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die Rächerin

Von Fred Groeg

(Schluß.)

Aber das Gespräch hatte mich verstimmt. Ich blieb längere Zeit den Sonnabendabenden fern. Als ich wieder einmal hinging, war das Mädchen, das mich anmelden sollte, wegen eines in der Küche aufsickernden Topfes davongerannt, und so war ich zögernd vor dem Zimmer stillgestanden. Stimmen tönten heraus. „Siehst du, Geliebter, alles schon kalt, alles kalt. Noch ein paar Wochen." „Deck ihn zu, deck ihn zu, es ist ja entsetzlich. Wenn er jetzt aufwacht." „Aber er nimmt doch Schlafpulver, Henryk. Des Nachts liegt er genau so. Aber der andere kommt ja heute noch. Da werde ich ihn gleich aufwecken. Hier, mit dieser Nadel, da wacht er wenigstens rasch auf. Aber küsse mich erst. Oh deine Zähne!"

Ich huschte, trat ein. Henryk, der furchtbare Schlappschwanz, sah aus wie ein Besessener. Das Haar klebte ihm um die Stirn. Seine Hände zitterten. Ich wußte es ja, den brauchten Luciles Finger nur in ihren tückischen Griff zu nehmen. Vor ihnen, auf einem Diwan, lag Pierre. Seine Schultern waren entblößt. Die weiche, sich teigig anfühlende Haut war kalt. Sein Atem klang erschöpft. „Der Wassererguß im Brustraum ist derart, daß er verloren ist!" klagte Lucile. „Und woher das alles?" Sie tippte auf ihr Herz: „Da haperts bei ihm. Da hat's immer bei ihm gehapert!" „Aber du bist ganz gesund? was?! Und du rauchst auch wohl kein Opium?" fuhr ich in aufsteigender Wut Henryk an. Da fühlte ich mich am Arm gepackt. Lucile drehte sich mir zu. „Und Sie, Ausreißer, lassen Ihre alten Freunde in den Tagen der Not allein?!" Sie strich mit Gesicht und Körper langsam an mir empor. Und in diesem Augenblick sah ich, daß ihr Gesicht versteinert war wie damals am Ufer der Seine.

Pierre starb. Zur schwarzen Trauerkrepp sah Lucile so hinreißend aus, daß ich es nicht wagte, diesem, von Schönheit flammendem Gesicht, in dem sich ein furchtbarer Schmerz mit unterdrücktem Triumph berückend paarte, ein verdächtigendes oder hämisches Wort zuzuschleudern. Der Tote wurde in einer benachbarten Kapelle in einem mächtigen hohen Steinsarg, dessen Deckel mit schweren, schmuckverzierten Eisenplatten ausgelegt war, aufgebahrt. Henryk und ich bezogen am Abend die Wache. Er saß regungslos und mit geschlossenen Augen da. Schweißtropfen perlten um die Stirn. Seine Adern zuckten an Handgelenk und Schläfen.

„Kann ich ihn noch einmal sehen?" Wir fuhren auf. Da stand Lucile. Mit Mühe stemmten wir den bleischweren Deckel hoch. Pierres Gesicht zeigte bereits Spuren des ersten Verfalls. Wir wagten kaum, uns zu rühren. Da zupfte mich Lucile am Arm. „Ach, sehen Sie, dies kleine Goldherz mit einer Locke von mir darin, wollen Sie es ihm nicht in die Hände legen? Er hat mich einmal darum gebeten!" Ich willigte ohne Bedenken ein. Achtete auf nichts, dachte an nichts. Sie trat an meine Stelle neben Henryk, und ich beugte mich in den tiefen Steinsarg hinab. Da muß Lucile von einem plötzlichen Schwindelanfall ergriffen worden sein. Sie stürzte ohnmächtig auf die Steinfliesen, der Deckel wankte, der nervöse, schwächliche Henryk konnte ihn nicht mehr halten, und er krachte in seine Schlösser zurück. Noch heute erscheint es wie ein Wunder, daß ich es rechtzeitig vermocht hatte, meinen Kopf zurückzuziehen. Aber der Arm war darin geblieben und stark mörderisch zusammengequetscht zwischen Eisen und Sein.

In der Charité merkte ich trotz des fürchterlichen Schmerzes, der mir die Adern zerriß, daß der Arzt ein bedenkliches Gesicht machte, als er den blaugeschwollenen, blutenden Unterarm sah. Nun, seine erste Erkenntnis war richtig. Man mußte mir vier Finger amputieren, und der Arm heilte nur in schiefer, entstellter Beugung. Ich mußte meinen Beruf, ihn, der mich, den früheren Skeptiker, schöpferisch mit dem Leben verband, aufgeben.

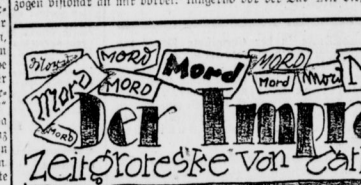
Als ich geheilt die Klinik verließ, waren Lucile und Henryk spurlos verschwunden. Keinen Brief, keinen Gruß hatten sie hinterlassen. Ich war nicht im Zweifel, daß Henryk, allein und durch die Ereignisse verwirrt, in einer halbdämmerstunde Luciles Willen bedingungslos verfallen war. Paris war mir verleidet. Alle Straßenecken und Cafés erzählten von Begegnungen und Gesprächen. So kehrte ich nach Deutschland zurück, hierher nach Heidelberg, um mich in das Studium der Mathematik zu versenken. Der Lebenstraum meines Schaffens war zerstört. Ich biß das harte Brot einer Wissenschaft, die mir doch nicht weiter half.

Manche Jahre vergingen. Ich wurde Hochschullehrer und wieder pensioniert. Eines Sommers fuhr ich nach Baden-Baden hinüber. Die Promenaden waren überfüllt. Eine glänzende Modeschau und ein berühmtes Pferderennen hatten eine Anzahl Menschen hergeführt. Hier, vor dem Palais Stourdza, trat ich Lucile. Grau geworden, aber noch immer federnd von Elastizität, die Züge verherbt, doch belebt von jenem sinnlichen Schwung, der uns unter der grünen Bibliothekslampe so seltsam aufgereizt hatte. In ihrer Begleitung befand sich ein altes, zerknitteres, tapriges Männchen, die typische Karikatur eines ausgelaugten Allerweltskavaliers. Sie strich mir über den Arm: „Er ist nicht geheilt, mein Freund?" Es war die alte, gefährliche Bewegung, die ich so gut kannte. Ihre Fingerspitzen fühlten durch den Aermel nach, ob mein „Nein" auf Wahrheit beruhe. Dann wandte sie sich zu ihrem Begleiter: „Ach wollen Sie mir die neue Nummer des „Journal" vom Kiosk holen!" Der Angeredete richtete aus seinem verrunzelten Gesicht, das das eines lasterhaften Kindes war, zwei trübe Augen auf mich, nickte und trippelte im Gang des Rückenmärkers davon.

Lucile näherte sich mir bis auf Atemweite, so daß ich den feinen Lavendelgeruch ihres Körpers spürte und flüsterte mir in die Zähne hinein: „Du erkennst ihn nicht?! Henryk, es ist Henryk! Seine Augen sind auch schlecht. Er taugt zu nichts mehr. Ich werde ihn entlassen müssen." Ich fuhr auf: „Das arme Gespenst von Henryk!! Und was heißt das: entlassen? Seid ihr nicht verheiratet?" Luciles Lachen frohlockte böse: „Nein, mein Freund! Einen Mann wie Henryk heiratet man nicht. Das ist nur der gegebene Reisemarschall. Romeo plus Cook. Eine famose Mischung. Für das Schlafzimmer und die Eisenbahn stets gebrauchsfertig. Allzu repräsentabel sieht er ja heute nicht mehr aus. Viel Lohn kann ich ihm ja nicht zahlen. Aber er säuft und lümmt, sowie er etwas Geld in den Fingern hat. Aus Liebe zu mir, aus Kummer über meine Untreue, können Sie sich das vorstellen?!"

„Du gibst ihm Geld?!" Und die Nächte Henryks zogen visionär an mir vorbei: lungernd vor der Tür der Geliebten, in kalten Hotelkorridoren, geduckt im Coupé vor Fremden, Servierdiener auf den Gesellschaften Liebesbriefträger und Hahnrei seiner Freundschaft. Ich würgte: „Du bist grausam." Da erstarrte Lucile: „Glücklich, wer von sich sagen kann, daß er es nie war. — Aber wo bleibt Henryk? Einen Augenblick." Sie tauchte im Gewimmel der Promenade unter und kam nicht wieder. Nun liegt die Todesanzeige vor mir. Armer Henryk, deine Hand, die den roten Strich gemacht hat, hat nicht bloß vor Schmerz, sie hat vor Alter gezittert. Wie wird dein Sterben sein? „In welcher Spelunke wirst du eines nassen Herbstabends unter den Tisch rollen und den letzten Seufzer „Lucile" in eine Bierlache spucken?!

Und ich?! Trotzdem ich an dich Armen denke, ich fühle mich befreit durch den schwarzen Rand an dem Namen Lucile Volta. Jetzt erst ist mir, als habe Gott die Nacht an der Seine vergessen wollen. Wie steht der Jasmin heute in Blüte. Wie blitzt der Neckar herauf. Ich fühle, wie langsam im Duft des Abends sich die Erinnerung zerlöst. Und nun verbrenne ich die Zeitung. Friede mit dir, Lucile. Mit dir, Henryk. Mit dir auch, Pierre.



[10. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Dr. Wort fröstelte, er schloß das Fenster, trank einen Likör und ein Glas Selterwasser.

Das Bad war im Bassin eingelaufen, der Nervöse ließ von den lauwarmen Fluten die fiebernde Unruhe seines Körpers kühlen.

Welch ein Irrsinn, daß er diese Affäre so ernst nahm, er, der doch nur ein Spaßmacher war! Aber in Fräulein Ora hatte er anscheinend seine Meisterin gefunden; — wie oft schon hatte er die Neugierde des Publikums angespannt, bis er der erwartungsvollen Menge endlich die Lösung gab —! Sogleich, als Fräulein Ora zum erstenmal die Silbe „Mord" aussprach, war es ihm unbehaglich geworden, und allmählich wurde es ihm unheimlich zu Mute . . . er plätscherte in der Badewanne, ja, das lauwarme Bad beruhigte ihn, doch eine Nachdenklichkeit blieb in ihm zurück.

. . . . Absurd, plötzlich auf die Idee zu verfallen, mit Fräulein Ora zu entfliehen. Sie allein war schuld daran, daß er spontan die Freude an seinem Beruf verlor, — sie war die Veranlassung gewesen, daß sich die dreiste Stimme auf der Galerie erhob, daß der Radau und die Pfiffe einsetzten und Mr. O'Neil sich so stark erzürnte!

Warum war er, der doch den Unsinn beherrschte, auf diesen Unsinn hereingefallen! Gleich morgen mußte Mr. Bluffer alle Hebel in Bewegung setzen, um die Adresse der Unbekannten zu erfahren, — wie kam er dazu, die geheimnisvolle Intrigantin sich so töricht entgleiten zu lassen, daß er als der Düpierte einsam am Straßenrand stehen blieb!

. . . Was hatte sie von einem Kontrakt gefaselt? — und wie hing die Sache mit der greisenhaften Hand in dem Automobil zusammen?

. . . Wer sagte ihm aber, daß diese visionäre Hand nicht nur der Griffteil einer Vorhangschnur oder eine baumelnde Quaste war?

Dr. Wort gab schließlich das Denken auf; er starrte in den flimmernden Spiegel des Wassers, die blendenden Reflexe schläferten ihn allmählich ein, doch aus der Tiefe seines Wesens stieg eine Stimme, — er hörte Fräulein Oras Stimme . . . ja, sie glich einer längst verklungenen Melodie, die man plötzlich wieder erlauscht — — Ora war nicht wie die anderen Frauen auf der Oberfläche seines Lebens gegangen, sie schritt aus seinem innersten Wesen heraus.

Dr. Wort glaubte in nächtlicher Stunde zu erkennen, daß in der Tiefe des Menschen eine verborgene Stimme ruht, die sich nicht entsendet— die Sendung ist von einem höheren Geist.

Vielleicht war Ora gar nicht freiwillig in sein Dasein getreten, und nahte sie ihm wie eine Traumwandlerin unter heimlichem Zwange . . . hatte er nicht seit Jahren einen suggestiven Einfluß auf die große Menge ausgeübt — — vielleicht hatten die Strahlen seines Unterbewußtseins sie zu ihm gezwungen. — — —

Spät erst entschloß sich Dr. Wort aus dem erfühlten Wasser zu steigen, — noch lange in dieser Nacht umkreiste ihn das Mysterium seines seltsamen Abenteuers.

XX.

Dr. Wort war am kommenden Morgen spät erwacht. Das Doppelfenster, die Doppeltüren, der Läufer am Korridor, die geschlossenen Läden und dichten Vorhänge, täuschten bis Mittags Nacht vor.

Obgleich Dr. Wort so lange geruht hatte, fühlte er sich bleischwer von unruhigen Träumen, in denen das Regiment seiner Doppelgänger ihn narrte.

Sein Blick hatte an Frische eingebüßt, der Spiegel belehrte ihn, daß die Jahre hastiger Tätigkeit nicht spurlos an ihm vorbeigeglitten waren.

Er schaute prüfend nach der Taschenuhr, die Zeiger standen still — er hatte das Empfinden, als wäre auch in ihm die Zeit abgelaufen.

Es ist eine Tatsache, daß die Menschen, so lange sie im gleichen Tempo bleiben, ihre Müdigkeit weniger spüren, als wenn sie plötzlich rasten.

Dr. Wort aber hatte eine Panne erlitten — die zarte Hand von Fräulein Ora hielt das Triebrad seines Lebens auf.

Ja, er fühlte sich alt und matt und er dachte seinem Schicksal nach.

Was ist schließlich das Alter, als ein Ablauf, der sachte verklingt. Das Alter lauscht sich nach, es horcht zurück — die Zeit klingt nur in dem, der war und nicht in dem, der ist.

Der zierliche Boy überbrachte einen Stoß Briefe, auch ein anonymer war dabei, der den Impresario beschimpfte und der besagte, man erwarte von ihm, daß er das Publikum erheitere und nicht mit üblen Späßen erschrecke. Nachdem Dr. Wort den Brief wißmutig beiseite geworfen hatte, vernahm er im Telephon die asthmatische Stimme des aufgeregten O'Neil, er hatte gleichfalls zwei Briefe erhalten, er verlangte jetzt selbst Aufschluß betreffs des rätselhaften „Mord", er fauchte in den Apparat, — er pflege die Kunst, das Publikum verlange einen Künstler und keinen Kaufmann auf der Bühne!

Mochte der Kaufmann O'Neil nur reden, der anscheinend für sein eigenes Geschäft Befürchtungen hegte! In Dr. Wort erwachte ein Groll und eine heimliche Schadenfreude; er begriff, daß jeder, der etwas von der Masse erhofft und ihren Beifall will, heimlich zu ihr in Fehde steht, und daß es immer der Kampf des Einen gegen die Vielen bleibt —.

O, es gab nichts Kritischeres als eine Masse und nichts Törichteres als ein Publikum, — und nichts Klügeres, als ein Mensch, der dieses Publikum zu dirigieren und diese Masse schlau zu nehmen wußte!

Zum Lunch erschien Mr. Bluffer und Dr. Wort hegte die Absicht, ihn einzuweihen.

Und dennoch —: er fühlte sich gehemmt, die volle Wahrheit zu bekennen, als könne er ein tieferes Geheimnis zerstören.

— — Vielleicht auch war es ihm peinlich, zu gestehen, daß er selbst so stark düpiert worden war! Sudem: Wie sollte Mr. Bluffer die junge Dame in der Millionenstadt ausfindig machen, auch wenn er sämtliche Detektives in Bewegung setzte.

Vielleicht erschien Fräulein Ora heute abend. „Mr. Bluffer," sagte Dr. Wort, „es ist nötig, daß Sie während der Aufführung hinter der Szene bleiben, — — es könnte sein daß es heute für Sie noch zu tun gibt!"

Mr. Bluffer verneigte sich höflich. Er blinzelte. Er freute sich, denn er glaubte wohl an eine besondere Ueberraschung; Dr. Wort liebte es, zu improvisieren.

Doch auch dem Propagandachef fiel es auf, daß Dr. Wort heute eine gewisse Unruhe zeigte, er zuckte so seltsam mit dem linken Augenlid und grimmassierte zuweilen so komisch wie ein drastischer Doppelgänger.

„— Ich bin nicht wohl —," erläuterte der Conférencier, „ich habe Nachts Fieber gehabt —." Dennoch war von fiebriger Röte in dem schmalen Gesicht nichts zu bemerken, im Gegenteil, der Berühmte sah recht bleich und zerfallen aus.

Trotzdem rieb Mr. Bluffer sich schmunzelnd die Hände. „Sie werden sehen, Mr. Wort," meinte er zuversichtlich, — „es wird ein Riesenerfolg! . . . Da lesen Sie!"

Ein Bericht von dem gestrigen Theaterskandal stand ausführlich in der Presse, doch Mr. Wort las darüber hin, die Buchstaben tanzten vor seinen Blicken . . . nur die eine Silbe entzifferte er deutlich: . . . Mord . . .

XXI.

Aber, als Dr. Wort abends vor der Rampe stand, merkte ihm niemand seine Unruhe an. Der Friseur hatte ihn so trefflich zurechtgestutzt, daß sein geschminktes Gesicht erhöhte Jugendlichkeit vortäuschte.

Herr O'Neil stand hinter der Kulisse und ermunterte seinen Conférencier wie ein Trainer seinen Zirkusgaul. . . . Gottlob, das Publikum schien wieder friedlicher gesonnen! (Fortsetzung folgt.)

Konzertschau

Ein Rückblick

Der „einzige" Liederabend, den Walter Kirchhoff in diesem Winter seinen Freunden bot, zeigte das altgewohnte Bild: der von der Menge jubelnd begrüßte Lieblingssänger, der fast ausverkaufte Saal der Hochschule, rauschender und nicht endenwollender Beifall.

Im Marmorsaal umspielte man Leo Slezak. Er gehört zu den wenigen Bühnensängern, die es verstehen, im Konzertsaal alles Bühnenmäßige auszuschalten. Hertha Dehmlow sang im Beethovensaal. Es war wieder eine Freude, der vollen schönen Altstimme zu lauschen.

Eine Neuerscheinung auf dem Konzertpodium ist Lujie Jung. Noch jung an Jahren, verfügt sie über einen recht kräftigen Sopran, der leider nur wenig Schmelz aufweist. In der Singakademie hatten sich der Männerchor ehemaliger Schüler des Domchores und der Männergesangverein „Eintracht 1912" unter Leitung ihres Chormeisters E. Wengel vereinigt, um zwei Uraufführungen des Dirigenten und zwei Erstaufführungen von W. v. Baußnern zu Gehör zu bringen. Die Sänger verhalfen ihnen zu einem schönen Erfolge, wie auch den beiden Werken von Baußnern, von denen besonders „Heimat und Fremde" großen Beifall fand. Die instrumentale Beigabe des Abends bestritt Frau Helbig-Lafont; Musikalisch im Vortrag und mit verblüffender Technik.

Edith Haber (Meistersaal) brachte an ihrem zweiten Klavierabend Präludien und Fugen von Bach mit guter Geläufigkeit und sicherer klarer Herausarbeitung der Fugen.

Im Beethovensaal stand strahlend Lula Myß-Gmeiner. Die Künstlerin bahnte neuen Liedern ihres treuen Begleiters Professor Lehm den Weg in die Oeffentlichkeit. Der Beifall blieb nicht aus. Auch der Liederabend von Co van Geund hinterließ angenehmen Eindruck.

Gabriele Joachim, eine Enkelin des Allmeisters Josef Joachim, sang im Beethovensaal. Ihr kleiner, aber äußerst sympathischer Mezzosopran füllte den großen Raum nicht aus. Es gingen viele Feinheiten ihres gutkultivierten Gesanges dadurch verloren.

In der Singakademie hörte man Helene Werther. Ein zwar nicht großer, aber ansprechender Mezzosopran, der vereint mit einem geschmackvollen lebhaften Vortrag ungemein sympathisch berührte. Mit ihr zusammen konzertierte Hans Erich Riebensahm. Hier ist ein Talent im Werden. Ebenfalls ein noch Werdender ist Leopold Mittmann. Er hat freilich noch einen weiten Weg vor sich. Etwas anders liegt die Sache schon bei Mina Fejgelson. Hier findet sich schon gutausgebildete Technik, eine klare sauberer Geläufigkeit und ein ungemein leichter und angenehmer Anschlag. Ein populärer Kammermusikabend der Herren Kroyt, Frenkel, Slegman, Goedecke, Fischer, Leuschner, Schumann mit Frieda Kwast-Hodapp am Flügel brachte Mozart, Beethoven und Schubert (Forellenquintett!). Der vollständig besetzte Saal der Singakademie (bis hoch zur Orgel hinauf) und die fast andachtsvolle Stimmung des Publikums zeugte von der großen Beliebtheit dieser Veranstaltungen. Zwei ausgezeichnete junge Künstler fanden in derselben Woche auf dem Podium der Singakademie: Emanuel Feuermann (Cello), der sich durch seine verblüffende Griffsicherheit, seine leichtbeschwingte Bogenführung und seine feine Musikalität einen vollen Erfolg errang, sowie Max Rostal, der seiner Geige bei straffstem Rhythmus und frischem Temperament einen schönen großen Ton und ein wunderweiches Piano entlockte.

Die Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst veranstaltete in der Singakademie einen wohlgelungenen Schubert-Abend. Die mitwirkende junge Sängerin Ilse Paust benutzte das Konzert scheinbar als Sprungbrett in die Oeffentlichkeit. Ihr Gesang, der einen klaren kräftigen Sopran hören ließ, war noch herzlich schulgemäß. Emmy Bell wollte in der Philharmonie Mozart singen. Den Geist Mozartscher Kompositionen hat sie noch nicht erfaßt. Friedrich Brodersen wich diesmal von seinem ständigen Schubert-Programm ab. Ich hörte Beethovens „Die Ehre Gottes in der Natur" selten in solcher Vollendung singen. Der schöne gutgebildete Baßbariton Heinrich Rehkempers hat eine Zukunft. Eine Ueberfülle von Kraft verleitet ihn aber mit seinem Material zu prunken. Weiser verwendet Georg Rückert seinen kraftvollen Tenor.

Durchaus englisch kam Clive Curch im Bechsteinsaal. Er sang mit großem beweglichen Bariton altenglische Gesänge aus dem 17. Jahrhundert. Das Gegenstück dazu war der Schubert-Abend, den Elena Gerhardt im Beethovensaal gab. Hier schlug die Sängerin ihr Publikum in Bann. Der Liederabend von Gertrud Köhler-Rock erhielt eine interessante Note durch einige Harfensoli von Professor Max Saal, stilgemäß mit lebhaftem temperamentvollen Vortrag durchgeführt. Toni Haacs Kopftöne dagegen klingen gequält, besser spricht hier die Mittellage an.

Frisch und hell erfüllte der helle Sopran von Kirsten Rom den Beethovensaal. Die große Stimme ist gut gebildet, vollklingend. Ebenfalls im Beethovensaal sang Minna Ebel-Wilde. Wie stets, berührte auch diesmal ihre schlichte natürliche Art angenehm.

M. Siegerist.